

Haussblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

Nr. 82.

Mittwoch, den 12. Oktober 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Haussblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteur in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. **Inserate** werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Weltthätigkeit.] Wie schon früher gemeldet, hat die preussische Regierung alle auf dem preussischen Gebiete gelegenen Güter, von welchen der verstorbene Erzherzog Maximilian von Oesterreich als Großmeister des Deutschen Ordens die Einkünfte bezog, zum Eigenthum der preussischen Krone erklärt und auch schon unter preussische Administration gestellt. Der „Ost. Post“ zufolge hat der deutsche Orden zur Austragung der Angelegenheit den Prozeßweg betreten.

Der Oberstabs- und Chef-Arzt der **Flensburger Lazareth** Herr Dr. Schwab bemerkt in seinem Berichte über das Wirken der barmherzigen Schwestern: „Sie haben sämmtlich die übernommenen Pflichten im Bereich der Krankenpflege mit gewissenhafter Pflichttreue ihren Kräften und ihrer Applikationsfähigkeit entsprechend erfüllt. — Ihr darin bewiesener Eifer, der Zeugniß von ihrer Aufopferung gab, ist über alles Lob erhaben. — Nicht unerwähnt kann ich es lassen, daß die kathol. Schwestern, weil ihr Lebensberuf ausschließlich dieser edlen christlichen Mission gewidmet ist, nicht bloß bei der Lagerung der Kranken, sondern auch bei den leichten Verbänden eine anerkanntenswerthe Geschicklichkeit und Anständigkeit befunden haben. — Genügsam, vor keiner Arbeit sich scheuend, Tag und Nacht zum Dienste bereit, haben sie die zum Theil ekelhaftesten Geschäfte mit Freudigkeit und ohne Mißbehagen ausgeführt. Als Lohn wurde ihnen die wahrhaft rührende Anhänglichkeit der Kranken und Verwundeten zu Theil, welche sich sogar bei den Schwerkranken durch Expectorationen in dem Deliriren manifestirte.“

In **Baiern** hat der Minister des Innern v. Neumayer das Ministerium des Aeußern übernommen. Er ist eine der populärsten Größen des höheren bayerischen Beamtenstandes und ein Mann von ebenso hervorragenden Talenten, wie den besten persönlichen Eigenschaften. — Wir haben früher erwähnt, daß auch bayerische Lehrer nach Art der Badenser gedentschriftet, um sich zu souveränen Schulmonarchen zu machen. Denn die Gehaltsfrage spielte hier nicht mehr, weil erst vor einiger Zeit von der bayerischen Regierung nach dem Votum der Kammern die Gehälter der Lehrer zeitgemäß normirt waren. Wir hören nun, daß die Emancipationslüstigen hauptsächlich protestantische Schullehrer waren

und die „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche“ schreibt darüber: „Das Geschrei nach Trennung der Schule von der Kirche hat weder bezüglich der Aufgabe der Schule, noch bezüglich der Aufgabe der Aufsicht (Inspektion) einen stichhaltigen Grund, zumal in unserm engern Vaterlande. Wo dennoch davon die Rede wäre, da müßte man annehmen, daß man wirklich nicht Schule und Kirche, sondern Schule und Religion trennen, die sittlich-religiöse Grundlage der Schule verleugnen und aufheben möchte. Da wäre dann allerdings das Wort „Emancipation“ an seiner rechten Stelle, sofern man sich von dem Geist der Religion, von dem Geist des christlichen Glaubens gebunden und gehemmt sieht und sich davon frei machen möchte. Und daß man dabei nicht stehen zu bleiben beabsichtigt, daß sich an diese Emancipation noch andere Tendenzen knüpfen, daß damit auch das göttliche Recht der Obrigkeit und geselligen Ordnung gefährdet ist, — der müßte blind sein, der das nicht sehen wollte.“ Man kann wenigstens wohl ohne Schwarzseherei annehmen, daß hinter diesen und ähnlichen Umtrieben Leute als Treiber stehen, welche vom Christenthum soviel haben, als sich auf den Daumen schreiben läßt, weil merkwürdiger Weise gerade solche Blätter sich derselben mit eifriger Fürsprache annehmen und die Lehrer animiren, welche man als christ- und kirchenfeindlich bezeichnen muß. Glücklicher Weise fanden in Baiern die Bestrebungen, Schule und Kirche noch weiter, als sie schon sind, zu trennen, bei der Regierung nicht Anklang, wie in

Baden, wo diese mit unverantwortlicher Mißachtung der Rechte der kathol. Kirche und der Wünsche der unvergleichlichen Mehrheit der Katholiken die Schule für den Staat konfiszirte und obendrein unter protestantische Oberleitung stellte. Als der Herr Erzbischof gegen diese Vergewaltigung energigisch Protest einlegte, hatte man die Unverschämtheit, ihn als Werkzeug einer „kleinen Partei“ zu denunziren und die Katholiken gegen ihn aufzureizen. Eine namenlose Blamage für die Regierung ist die Folge davon gewesen; denn bei den nun von den Staatspäscha's angeordneten „Ortschulrathswahlen“ hat das kathol. Volk jede Betheiligung an denselben bis auf eine verschwindende Minorität abgewiesen; aus vielen Gemeinden ist nicht ein einziger zur Wahl gekommen.

Mit den Katholiken haben sich vielfach die Protestanten in gleicher Weise erklärt; so kamen in Sedenheim von 1432 Protestanten nur 17 und von 1155 Katholiken nur 13 zur Stimmabgabe. Versteht sich, daß die wenigen Wählenden oft nur Beamtete sind, wo es heißt: Muß. Dem Minister Lamey, welcher die unverschämteste Sprache gegen den Herrn Erzbischof und die kathol. Geistlichen führte, naht sein Stündlein. Denn diesen Landesprotest gegen das Schulgesetz kann man dem Großherzog doch nicht verheimlichen, die Stimmung des Landes aber soll ihn bereits zu der Aeußerung veranlaßt haben, daß man andere Wege werde gehen müssen. Wir wollen sehen, wie lange die Karlsrüber Minister, welche die liberale Kammerclique für das Volk hielten und mit diesem nach Belieben umspringen zu können meinten, noch der süßen Gewohnheit des Regierens pflegen.

In diesem Conflict der Majorität der Kammer und des Volkes läßt sich auch die große Lüge erkennen, als ob die Kammern auch immer der Ausdruck der allgemeineren Volkstimmung seien und das Land repräsentirten. Nichts weniger oft, als das. Die Wahlsiege sind nur ein Zeugniß für die größere Nüchternheit, Strategik und Pissigkeit der politischen Parteiführer, welche die politisch ungeschulte Masse einzufangen und oft eine Majorität erringen, von der $\frac{1}{2}$ nicht wissen, was sie wollen und thun. Der Wahlkandidat redet ihnen vor, was eben fängt und thut nachher, was er will. Man kann vielfach wohl sagen: die Wahlen mit den vorhergehenden Mandatern corrumpiren das Volk, nicht aber, sie repräsentiren den allgemeinen Volkswillen. Und dies um so weniger, wenn keine direkten Wahlen stattfinden, sondern durch allerlei Zufälligkeiten erst eine Wahlmännerzahl ausgewürfelt wird, der dann wieder durch allerlei Einflüsse Deputirte aufgeredet werden, welche höchstens einigermaßen der Gesinnung der zufällig dominirenden Partei entsprechen. Sollten Majoritätswahlen nur annäherungsweise der Ausdruck des Landes sein, so müßten bei direkten Wahlen die Wahlkreise derart zusammengefaßt sein, daß sie zur Wahl zweier Deputirten mindestens berechtigt wären und daß als Deputirte erwählt anzusehen wären die beiden Männer, welche bei der ersten Abstimmung die größte Stimmenmehrheit hätten. Denn bei der jetzigen Wahlart beträgt die Majorität einer Partei oft kaum einige Stimmen und der so gewählte Deputirte repräsentirt die Partei, nicht die Bevölkerung. Berücksichtigt man nun noch die Wahlumtriebe und Zufälligkeiten, so kann es jetzt geschehen, daß eine Partei, welche nichts weniger als die Volksmehrheit bildet, lediglich die Kammer beherrscht und ihren Parteidespotismus mit dem trügerischen Mantel von Landesrepräsentanten deckt. Bei einem Wahlmodus in oben bezeichneter Weise wäre aber annäherungsweise wenigstens das Land in der Kammer vertreten, und dem heillosen Parteidespotismus nebst seiner oft empörenden Tyrannisirung der zufälligen Minorität kräftig vorgebeugt. Bleibt man bei dem jetzigen Wahlmodus, so wird immer nur eine Partei das Land knöcheln und die Regierung selbst, will sie nicht ein bloßer Kopfnicker der herrschenden Kammerpartei sein, entweder zum Absolutismus greifen, oder nach der Laune der

Partei sich in beständigen Abgang stellen. Wer Volksrepräsentation und nicht Parteityrannie will, wird erstere bei oben angedeutetem, diese bei dem landläufigen Wahlmodus finden.

Von der Grenze Polen's schreibt man: Die Nachjudungen des polnischen Aufstandes haben noch nicht ganz aufgehört, und es vergeht fast keine Woche, wo man nicht von einem Zusammenstoß des Militärs mit kleinen Briganten hören hört. In der Regel werden einige der letzteren dabei gefangen genommen, die dann regelmäßig am nächsten Morgen die Galgenleiter besteigen, ohne daß die Zeitungen etwas davon erwähnen. Die Hoffnung, die drückenden großen russischen Besatzungen in den kleinen polnischen Ortschaften vermindert zu sehen, erfüllt sich nicht, denn statt der abgezogenen Garden sind in der letzten Zeit zahlreiche neue Truppen einmarschirt. Die Russen scheinen dem europäischen Frieden noch nicht zu trauen.

In Rußland nimmt die Trunksucht in den niederen Klassen in den Städten und unter den Bauern auf dem platten Lande dergestalt zu, daß die Regierung zu allerlei Mitteln greift, um dieser Pest entgegenzuwirken, aber ohne Erfolg. Die Steigerung der Brennsteuer, die in diesem Jahre aus $6\frac{1}{4}$ Rubel pro Garnie, also auf 5 Rubel pro Wetro = 13 Quart 80grädigen Spiritus erhöht werden soll, hilft nichts und macht das Uebel ärger, denn die Schänkwirthe mischen dem Branntwein, den sie auf 25, ja sogar bis auf 26 Grad Eralles stellen, allerlei ägende Surrogate bei, um ihm eine künstliche Stärke zu geben. Die Polizei-Zeitung von Petersburg bringt täglich drei, vier Todesfälle in Folge des Branntwein-Genusses zur öffentlichen Kenntniß.

In London verkungern alljährlich Hunderte und Tausende, ohne daß ein Hahn darnach kräht. Nur selten kommt ein solcher Fall in weiteren Kreisen zur Sprache. Der folgende hat ausnahmsweise ganz besonderes Aufsehen erregt: Henry Jeffreys war früher Papierfabrikant und lebte mit seiner Familie in behaglichem Luxus. Ohne eigene Schuld verarmt, hatte er eine Frau und vier Kinder zu ernähren. Er versuchte durch harte Arbeit seiner Familie Brod zu verschaffen, und wurde von einem seiner Söhne wacker unterstützt. Dieser erkrankte jedoch, und der Vater arbeitete sich jetzt so, daß er bald unfähig zu fernerer Arbeit wurde. Der andere Sohn arbeitete in einem Wollmagazin und verdiente 1 Pfd. Sterl. die Woche; aber ein Wollsack fiel ihm auf den Kopf und er mußte in's Spital gebracht werden. Die Töchter arbeiteten als Näherinnen und verdienen ungefähr 6 Schillinge die Woche. Allzu anstrengende Arbeit, Sorge und Kummer warfen endlich die Töchter beide auch auf's Krankenlager. Alles, was sie hatten, wurde Stück für Stück verkauft, aber es genügte nicht, um Nahrung zu schaffen. Frau Lucretia Jeffreys starb endlich „aus Mangel an den nothwendigsten Nahrungsmitteln,“ wie die Todtenbeschaue-Jury sagte. In dem Zimmer der unglücklichen Familie fand die Jury nichts als einen leeren Kasten, einen zerbrochenen Stuhl und ein vom Kirchspiel geliehenes Bett, auf welchem die zweite Tochter im Sterben lag. Wir möchten wohl den Halloh hören, wenn so was in Rom geschehen. Desgleichen

ist London ein Abgrund von Sittenschmutz und das Parlament hat sich veranlaßt gesehen, daß daselbst alle Wirthschaften, Wein-, Bier- und Kaffeehäuser von 1 bis 4 Uhr früh geschlossen sein müssen. Die grauenhafteste Unzucht, welche gerade während dieser Stunden in Haymarket und den benachbarten Straßen ihre wüthendsten und ekelhaftesten Orgien feierte, hat einen Schlag erhalten, von dem sie sich hoffentlich nicht wieder erholen wird. Das Uebel hatte so großartige Dimensionen angenommen, und die haarsträubendste Sittenlosigkeit hatte sich so eng mit Raub und Mord verknüpft, daß Haymarket eine Nationalbeschwerde geworden war. Keine Stadt der Welt hatte etwas aufzuweisen, das sich an Großartigkeit und Schamlosigkeit nur im entferntesten mit dem nächtlichen Treiben hier in nächster Nähe der Clubs und der fashionabelsten Stadttheile vergleichen ließe. Ausländer, welche nach Mitternacht diesen Stadttheil passirten, wurden unwillkürlich von Staunen und Schauer über eine Scene ergriffen, deren Massenhaftigkeit ihre heimischen Vorstellungen so weit überragte. Die Pest griff immer weiter um sich, steckte eine Straße nach der andern an, und trieb jeden anständigen Menschen aus dem verpesteten Quartier. Der Polizeigerichtshof von Marlborough-Street hatte fast nichts zu thun, als Haymarketfälle zu entscheiden. Alle Versuche, das Uebel auf dem Wege der Gesezgebung auszurotten, waren bisher als „unenglisch“ an der wahren oder affectirten Achtung des Parlaments vor der persönlichen Freiheit selbst in ihrer verderblichsten Ausartung gescheitert, und der Bischof von London hatte es bereits aufgegeben, seine oft zurückgewiesene Bill zur Beaufsichtigung der Unsitlichkeit im Oberhaus einzubringen. Da unternahm es Sir George Grey, die oben erwähnte Bill, die in ihrer unschuldigen Fassung keinen Conflict mit konstitutionellen Prinzipien einschloß, vorzuschlagen und durchzusetzen. Obgleich er es nicht wagte, das Laster in offenem Kampf anzugreifen, so legte er ihm doch einen erfolgreichen Hinterhalt. Mit einem Schlag ist die Physiognomie jenes Stadttheils verändert worden. Haymarket ist jetzt von ein Uhr an so still und dunkel wie eine anständige Straße in Belgravia, und der Polizeirichter von Marlborough-Street erklärte neulich, daß er fast nichts mehr zu thun habe. Seit Jahren hat das Parlament keine tiefer und heilsamer in das soziale Leben der Hauptstadt eingreifende Maßregel votirt, als jene scheinbar so unbedeutende Bill Sir G. Grey's.

Aus Rom meldet das Märk. Kirchenblatt: Seit einiger Zeit gleichen mehrere Säle des Vatikans in Rom einem Bazar. Fast täglich gelangen von allen Theilen der Welt die verschiedensten Gegenstände an Pius IX., um seiner Noth zu steuern. Gewöhnlich sind sie von einigen Worten begleitet. Nur ein paar Beispiele: Zwei kleine Mädchen, Marie und Elise de Maistre, berauben sich freudig ihrer ersten Kleinodien, um sie dem hl. Vater zu geben. Zu seinen Füßen niederknien, opfern sie ihm jedes einen Fingerring und bitten ihn um den Segen. — Ein fünfjähriger Knabe schrieb an Pius IX.: „Heiliger Vater, segnen Sie mich, damit ich in den Fußstapfen meines Großvaters und Tauspahren Louis de Collegno, weise und treu gegen Gott und seinen Stell-

vertreter auf Erden werden kann. Louis Rovereto de Rivazzano. Sendung: 1 Fr.“ Sein Bräuerchen schrieb: „Heiliger Vater, wenn meine Mama mich fragt, was ich, einmal groß, thun werde, so antworte ich: Ich will päpstlicher Soldat werden. Segnen Sie mich, auf daß ich in diesen Gesinnungen verharre. Karl Rovereto de Rivazzano. Sendung: 50 Ct.“

Ueber Florenz, die designirte Hauptstadt des langfingerigen turinischen Königthums, schreibt ein Tourist in der „Augsb. Postzeitung“: „Ich könnte sagen: Vom Königreich Christi kommt dieser Brief. Denn an der schönsten Arnobrücke ist ein Monument errichtet, dort kann man lesen: Ex decreto senatus populi Florentini Jesus Christus rex Florentiae creatus est. (Nach Senat- und Volksbeschluß von Florenz ist Jesus Christus als König von Florenz erwählt.) Das ist etwa vor 500 Jahren geschehen. Wie ferne Christus noch jetzt in Florenz König ist, weiß ich nicht zu sagen. Aber in der Naturbegabung scheint das immer blühende Florenz noch immer das Lieblingsland des Herrn zu sein.

Wirklich Ströme von Gold scheinen vom Himmel auf die Erde zu fließen ohne Unterlaß, wenn man einen Nachmittag und Abend an den belebten Ufern des gelben Arno steht und gegen Westen hinblickt zu den reizenden Hügeln, die die Certosa umwogen. Aber wie das Gold im Leben Tausende verblendet und blendet, so scheint das Sonnenlicht in Florenz die gleiche Wirkung auf das physische Auge auszuüben. Denn nirgends giebt es so viele Blinde als in Florenz. Auf allen Wegen begegnen uns solche Arme. Sie passen auch auf diese Plätze, die mit antiken Statuen besetzt sind. Denn die Antiken sind auch Blinde, das Augenlicht fehlt ihnen. Daher immer ein wehmüthiges Gefühl uns in einem Antikenjaale beschleicht, wie in einem Blindeninstitute!

Doch die Natur und Kunst ist schon so oft von den größten Meistern geschildert worden, daß ich den Versuch nicht machen will. Ich bemerke nur, daß diese beiden Genien noch in Florenz ungestört in alter Herrlichkeit weilen, unberührt vom Sturm der Politik, der hier gehaust. Die Natur hat noch die alte und ewig junge Schönheit wie zu den Zeiten des Dante und die Kirchen St. Maria Novella, die Perle der Dominicaner, St. Croce, das Mausoleum von Florenz, der Dom mit Brunelleschi's Kuppel, das Baptisterium mit den Paradiesessporteln, St. Lorenzo mit Michel Angelo's unsterblichen Werken in der Sacristei, St. Miniato, die schönste Basilika, St. Spirito und zwanzig andere, sie zeugen noch laut von der Größe, Herrlichkeit, Frömmigkeit und Generosität des alten Florenz und seiner Fürsten. Auch die einzigen Sammlungen der Officien und der Akademie sowie des Palastes Pitti ziehen noch täglich Hunderte an und erheben Herz und Sinn von der trüben Alltagswelt zum Paradies des Ewigschönen. Selbst die Silberkammer im Palast Pitti mit den Leuchtern, Crucifixen und goldenen Vestecken ohne Zahl ist noch unverfehrt erhalten, obwohl man das Gegentheil erzählte. Wie aber die politische Lage Toscana's sei, kann man aus einigen Tagen des Aufenthalts nicht beurtheilen. Die Bürger und Beamten alle, die ich sprach, rede-

ten alle von den Tagen Leopolds mit Nahrung und wünschten jene Tage zurück. Aber nicht die ruhigen, friedliebenden Bürger entscheiden im Staate heutigen Tages, sondern die redefertigen Liberalen, die stets regsam und unablässig thätigen und wühlenden Radicale! Ueber die Demoralisation des Volkes in Toscana klagt man sehr. Auf den Straßen, besonders vor dem Café Italia, werden zahllose radicale Zeitungen um 5 Centimes verbreitet, Illustrationen und Photographien der gemeinsten Art auf Papst und Priester und Nonnen sind an allen Läden ausgestellt. Gedichte der Art streut man unentgeltlich aus. Auch spielen solche Bücher über Nonnen und Priester in den Läden die erste Rolle. Gute Bücher sieht man selten in den Läden. Ueber vielen Klöstern schwebt das Damoklesschwert. Möge der alte König von Florenz sich als solcher zeigen und sein mildes, liebenswürdiges Volk vor dem Gifte schützen!

§ Aus der Niederlausitz. (Der St. Joseph-Verein.) Die kirchlichen Organe unserer Diözese: Das Schleßische und neue Schleßische Kirchenblatt, die Hausblätter für das Volk, das Striegauer Bonifacius-Blatt und das Märkische Kirchenblatt, bringen allwöchentlich lange Verzeichnisse milder Gaben, die von zahlreichen Vereinen, welche in unserer Diözese blühen und einzelnen Wohlthätern zu frommen Zwecken gespendet werden. Der Michaelis-Verein kommt unserem geliebten Oberhaupte Pius IX. in seinen schweren Kümernissen zu Hilfe, und unterstützt wie ein dankbares Kind seinen Vater. Der Missionsverein sorgt für die armen Glaubensboten, die um des Himmelreichs willen Vater und Mutter verlassen, hinausziehen über Land und Meer, um unter tausend Mühen und Gefahren den Ungläubigen das Evangelium zu predigen und das Kreuz Jesu aufzupflanzen. Der Verein von der Kindheit Jesu nimmt die unglücklichen Heidenkinder in Schutz, und rettet Tausende vom leiblichen und geistigen Tode. Der Bonifacius-Verein verhilft unseren verlassenen Glaubensbrüdern in der Diaspora zu Kirchen und Schulen, Geistlichen und Lehrern. Der Borromäus-Verein sorgt für die Verbreitung guter Bücher, und der Vincenz-Verein mit seinen weiblichen Abzweigungen läßt sich die Sorge für seine Ortsarmen angelegen sein, um sie nicht im Elende verkümmern zu lassen. Beträchtlich sind die Summen der milden Gaben, die einzelne Wohlthäter öffentlich und in tiefer Verborgenheit zur Ehre Gottes und zur Linderung des menschlichen Elendes verwenden.

Unser geliebter Fürstbischof geht in allen Liebeswerken mit dem schönsten Beispiele voran; erbaut dem Herrn Himmels und der Erde einen herrlichen Tempel Gottes, welcher den besten Bauwerken früherer Jahrhunderte würdig zur Seite gestellt werden kann; er sorgt für Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in seiner weiten Diözese, unterstützt jeden wohlthätigen Verein mit fürstlicher Freigebigkeit, und begeistert durch solche Gotteswerke seinen ihm ergebenen Klerus. Möge Gott seine edlen und frommen Werke mit reichstem Segen lohnen! Beinahe jeder Pfarrer in Städten und Dörfern erbaut dem Herrn ein Kirchlein oder schmückt das alte herrlich aus, und holt sich dazu

mit großer Mühe die Bausteine aus der Nähe und Ferne. Er setzt sich dadurch bei der dankbaren Gemeinde ein schöneres Denkmal als auf dem stillen Friedhofe. Ja mag man auch immerhin den wohlthätigen Sinn früherer Jahrhunderte auf Kosten der heutigen Zeit preisen; mögen unsere frommen Vorfahren großartige Kirchen und Stiftungen gegründet haben, die heut noch unsere Bewunderung und unseren Dank verdienen; so glaube ich doch daß die Theilnahme und Opferwilligkeit zu jedem guten Werke niemals umfangreicher gewesen ist, und in unserer Diözese selten ein größerer Wettstreit im Gutes thun stattgefunden hat als in unseren Tagen.

Aber mitten in diesem edlen Wettstreit und unserem Vereinleben vermißte ich doch schmerzlich einen Verein für arme und verwaiste Kinder unseres eigenen Vaterlandes. Der unglücklichen Heidenkinder hat sich der hochwürdigste Bischof Forbin Janon angenommen, und den Verein von der Kindheit Jesu gestiftet. Sein gottgefälliges Werk hat in der ganzen katholischen Welt Anklang gefunden, und die Theilnahme für diese unglücklichen Kinder hervorgerufen. Würdige Seelsorger und Lehrer suchen diese Theilnahme bei der ihnen anvertrauten Kindheit rege zu erhalten, und erzielen damit dankenswerthe Gaben für die unglücklichen Kinder in China. Die Annalen von der Gesellschaft der Kindheit Jesu geben die Einnahme im Jahre 1868 auf 1,547,200 Franken an wovon gegenwärtig 64 Missionsstationen der Kindheit Jesu unterstützt werden. Zu dieser beträchtlichen Summe haben die lieben Kleinen unserer Diözese allein 19,530 Franken beigetragen. So pflegt Gott zur Erreichung seiner weisen Absichten, wie uns die Geschichte lehrt, immer geringfügigsten Mittel zu wählen, und was er dem Klugen und Weisen dieser Welt verborgen, hat er den Kleinen offenbart. Aber auch in unserem eigenen Vaterlande giebt es tausende von Kindern, die, wenn sie auch nicht den Hunden vorgeworfen, oder im Wasser ersäuft werden, doch in Leibes- und Seelennoth leben, wie viele Kinder in China; Kinder, die sich in Fabriksstädten — und wohl auch auf dem Lande — in Straßen herumtreiben und dem Bettel nachlaufen, wozu sie oft von eigenen Eltern gemißbraucht werden. Unglückliche Waisen, die der Orts-Commune zur Last fallen von einem Hause zum andern geschickt werden, im Kagenwinkel ihr Bißchen elendes Essen erhalten, und in einer Dachkammer oder im ersten besten Kuhstall schlafen müssen, weil ihre zerlumpten und unreinlichen Kleider Ekel und Befürchtung vor Ansteckung erregen. Kinder, wie hier im protestantischen Norden des gemeinsamen Vaterlandes, die keine Gelegenheit haben eine katholische Schule zu besuchen oder katholischen Religionsunterricht zu erhalten, und in dieser Glaubensnoth verkommen. O wie traurig ist doch das Loos so vieler unglücklichen Kinder, deren Elend wir täglich vor Augen haben, die in unserer Mitte an Leib und Seele verkümmern und für unsere Kirche verloren gehn!

Alle diese Kleinen sind keine Heidenkinder, sondern Kinder christlicher Eltern, deutsche Kinder, Kinder unserer armen Glaubensbrüder, ja Kinder von unserm eigenen Fleisch und Blut, und wir lassen sie wie Heiden anwachsen! Oder was ist wohl für dieselben bisher geschehn? Ich erkenne das viele Gute nicht, was auch in diesem Liebeszweige geleistet worden; es liegt offen

zu Tage, wie in jüngster Zeit in unserer Diözese Waisenhäuser und Erziehungsanstalten erbaut, und geistlichen Ordensschwwestern zur Pflege übergeben worden sind; ja ich weiß aus Erfahrung und werde es stets dankbar anerkennen, wie viele milde Gaben für arme katholische Kinder mir schon von guten Herzen zugegangen sind; aber diese Liebesopfer stehen doch vereinzelt da, und gewähren bei der immermehr zunehmenden Anzahl hilfsbedürftiger Kinder keine ausreichende Hilfe. Die bereits mit vielen Sorgen im Leben gerufenen und auf die göttliche Vorsehung angewiesenen Anstalten werden immer mit Kummer und Sorgen zu kämpfen haben, ja wohl auch in der traurigen Lage bleiben, viele arme Kinderchen von ihren Thüren abweisen zu müssen, so lange sich nicht die Opferwilligkeit auch für diesen frommen Zweck mehr concentrirt, und mit vereinten Kräften ergänzt, was der Privat-Bohthätigkeit zu leisten unmöglich ist.

Wie aber soll das geschehen? Wir müssen uns selbst helfen, da wir auf Staatshilfe nicht rechnen dürfen. Die Sorge für unsere unglücklichen Landesfinder muß ein wesentlicher Theil unseres Vereinslebens werden und eine beständige Hilfsquelle erhalten. Ein besonderer Verein aus großen und kleinen Mitgliedern bestehend muß unseren armen Kindern dieselbe Sorgfalt zuwenden, wie der Verein von der Kindheit Jesu die Herzen der Kleinen zur Opferwilligkeit für die armen Heidenkinder begeistert. Noch einen Verein? höre ich einwenden. Gibt es denn derselben nicht schon genug? Wird dadurch die Wohlthätigkeit guter Herzen nicht zu sehr angestrengt oder wohl gar ermüdet? Werden dadurch die Gaben nicht zu sehr zerplittert, und den bereits bestehenden Vereinen und Anstalten entzogen? Werde über meinen Vorschlag nicht unwillig, lieber Leser. Erwinnere dich nur daß man bei Gründung des Vereins von der Kindheit Jesu und jeden anderen Vereins die nämlichen Bedenken geäußert, die Erfahrung aber dieselben vollkommen wiederlegt, ja sogar das erfreuliche Resultat geliefert hat, daß die Einnahmen für fromme Zwecke zunehmen, je mehr die christliche Liebe angeregt wird. Selbst unser vielgeliebter heiliger Vater hat in seinem Breve vom 18. Juli 1856 erklärt, daß der Verein der Kindheit Jesu anstatt das Werk der andern Missionsgesellschaften zu führen, vielmehr wunderbar unterstütze. Und so wird auch ein Verein zum Besten unserer armen Landesfinder weder die Wohlthätigkeit überbürden, noch die andern frommen Zwecke und Vereine beeinträchtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Schule der Weisheit.

[Die Kolit.] Ein berühmter Domherr traf, als er eines Abends von einer Amtshandlung heimkehrte, auf der Stiege seines Hauses einen Priester, den Jedermann als einen hitzigen Italiener kannte. Auf den freundlichen Gruß des Domherrn antwortete dieser mit einer Fluth von Gemeinheiten und Verwünschungen. Jener ließ den ganzen Sturm ganz gutmüthig über sich ergehen, zog dann an der Hausglocke und ging auf sein Zimmer. Was geschieht? Nach ein paar Stunden wurde jener unwürdige Priester von so schrecklichen Unterleibschmerzen befallen, daß seine Familie, für sein Leben fürchtend, nach einem Beichtvater schickte, um ihm die letzten Tröstungen der Religion reichen

zu lassen. Man kam zum nämlichen Domherrn, den der Kranke vor kurzer Zeit so sehr beschimpft hatte. In der Furcht, man könnte ihm einen Streich spielen, zögerte er ein wenig, um über die Wahrheit der Nachricht volle Gewißheit zu bekommen. Doch wie er sah, daß es voller Ernst wäre, eilte er gleich zum Kranken und kam in dessen Haus. Doch was sah er hier? Der Kranke lag auf seinem Bett und wälzte sich wie ein zertretener Wurm auf demselben herum. Doch kaum hatte er seinen Feind erblickt, als er in schreckliche Wuth gerieth, und nicht aufhörte zu fluchen, als bis jener das Haus verließ. Man rief einen anderen Priester, dem es aber nicht besser ging. Einige Stunden darauf hauchte der Unglückliche unter den heftigsten Schmerzen und gräulichsten Flüchen seine schwarze Seele aus.

Ist das Gottes Hand oder bloßer Zufall, wie man so viele ähnliche Ereignisse nennen möchte?

(Aus dem „Ingenuo di Livorno“ 1862.)

Das Abendmahl des Herrn von Leonardo da Vinci.

Eine Legende, frei bearbeitet von B. A.

I.

Mit friedlichem Sächeln und ruhiger Miene lag ein Greis auf weichem Lager. Das Silberweiß der ehrwürdigen Locken nachlässig hingestreut auf den blauen Seidenkissen glich leichtgeträufeltem hellem Gewölke am nächtlichen Himmelsgewölbe. An leuchtenden Sternen fehlte es auch nicht: zwei trauliche Augen blitzten und funkelten seltsam unter den sanften Braunen hervor, so oft der Greis die Augenlider erschloß. Alldann hastete sein Blick nicht an der Pracht und dem Reichtume, die ringsum im geräumigen Zimmer sich kundgaben, sondern schwebte hin an der Reihe bezaubernder Bilder, die als berebte Zeugen seiner himmlischen Kunst und kindlichen Frömmigkeit alle Wände zierten.

„Dank Dir, mein Jesu,“ also kispelten des Greises bleiche Lippen, „Dank Dir dafür, daß Du meinen Glauben, meine Liebe an Deinem Herzen erstarken ließe, denn nun, da mein letztes Stündlein naht, nun erblickt mir aus dem zarten Keime jener Hoffnung, die ich allzeit in meiner Brust trug, jener mächtigen Lebensbaum, der ewige, selige Anschauung Gottes als köstliche Frucht mir bietet. — Ich weiß, Du wirst mich zu Dir nehmen — und dieser Gedanke macht mich glücklich; ruhig und getrost sehe ich dem Tode entgegen, denn ich habe bei seiner Ankunft Nichts zu verlieren, nur Alles zu gewinnen. O schönste Aussicht! — O köstlicher Friede!“ —

Während so der christliche Kindesinn des Greises in heiliger Begeisterung sich himmelwärts schwang, hatte auch seine Stimme vom kaum vernehmlichen Wispern bis zur lauten Rede sich erhoben. Hierdurch herbeigeloct schaute ein Lockenkopf aus dem Nebenzimmer zur halbgeöffneten Thür herein.

Der Kranke hatte dies alsbald bemerkt und rief: „Leonardo!“ indem er seine zitternde Rechte einem schönen Jüngling entgegenreichte, dessen geistvolles Auge hinter dem Schleier einer stillen Thräne sich theilweise barg.

Leonardo schien einen solchen Ruf schon lange erwartet zu haben; flugs stand er am Bett, erfaßte die Hand des Greises,

drückte sie innig an seine Lippen und schaute wehmüthig in das blasse Antlitz seines geliebten Meisters.

„Leonardo!“ begann Zener, „Dein Mund schweigt, aber Dein Auge kündigt mir laut, was Dein Inneres bewegt. — Weine nicht; — zwar muß ich Dich jetzt verlassen, da mein Herr mich ruft, aber ich scheide getrost von hinnen, da ich Dich als Mann des Glaubens und als Meister unserer Kunst weiß. Dein fertiger Pinsel hat bereits Gestalten geschaffen, die den alten Andrea del Barrochia auf Erden überflüssig machen. — Die Madonna, die ich bei meinem letzten Gange durch die Werkstatt von Deiner Staffelei nahm, gilt mir als Dein Meisterstück. — Bringe sie her, mein Sohn!“

Der Jüngling ging und verkürzten Angesichts brachte er, „die Himmelfahrt Mariä.“ Der Meister warf einen prüfenden Blick auf die zufriedene Miene seines Schülers, dann nahm er das Bild und wies hin auf den künstlerischen Werth der einzelnen Theile. Er pries die sanfte Stimmung der Farbentöne, das leichte Emporschweben der Hauptfigur, wie auch der mit Lebendigkeit und Wärme aufgefaßten Engelköpfe, und wurde nicht müde, die fließende Gewandung und die Formenschönheit zu bewundern. Nachdem er aber auf solche Weise Leonardo's empfängliche Seele mit Lobprüchen erfüllt hatte, änderte er plötzlich den Ton seiner Stimme und sprach mit feierlichem Ernst:

„Dies Madonnengesicht, fein und edel, trägt neben der Innigkeit, die über dasselbe ausgegossen ist, dennoch einen Zug, der durch seine Weichlichkeit, ja ich möchte sagen Sinnlichkeit dem Ganzen den Charakter der wahrhaft katholischen Auffassung benimmt. Das Auge ist klar und durchsichtig, läßt aber auf den Grund einer Seele schauen, in der noch ebenso leicht die Erde wie der Himmel sich wiederpiegeln könnte.“

Hier hielt der Meister inne und strich sich mit der Hand über die Stirn, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas Bedeutungsvolles vorhatte. Leonardo wurde doppelt aufmerksam und es entging ihm nicht, wie die innere Bewegung des Kranken sich in dem Erglänzen des Auges kund that.

„Es mag dies,“ fuhr Andrea in gehobenem Tone fort, „die letzte Bemängelung sein, die eines Deiner Werke trifft — — Damit Dir aber diese meine letzte Unterweisung für immer im Gedächtniß bleibe, so verknüpfe ich damit meine letzte That.“

Diese Worte waren von einem Geräusch begleitet, das den Leonardo mit kaltem Schauer überrieselte; — der Meister hatte seine ganze Kraft zusammengegrast und das Gemälde von oben bis unten entzwei gerissen.

Die beiden Stücke lagen zu des betroffenen Schülers Füßen.

„So!“ begann Andrea wieder, nachdem er sich auf die Kissen zurückgelehnt hatte. „Und nun magst Du Deine Schöpfungen nie mehr zu Trägern menschlicher Leidenschaften machen; sollen Deine Werke das Urtheil echten Kunstsinnes zu aller Zeit ertragen, sollen sie unsterblich werden, so magst Du durch dieselben nie den Sinnen schmeicheln, — — denn unedle Motive sind Citerbeulen der Kunst.“ —

Bei den letzten Worten, die nach langen Pausen gesprochen waren, sank die Stimme des Kranken bis zum Stipeln herab. Der Greis war erschöpft und eine stilkliche Schwäche bemächtigte sich seiner, so daß kraftlos sein Auge sich schloß.

Leonardo, den die seltsame Handlungsweise und die ernste Rede des Meisters hart betroffen hatte, stand noch immer vor sich hinstarrend unbeweglich da, als ihn die plötzlich eingetretene Stille seiner Erstarrung entriß. Erschrocken trat er an das Bett seines wiewohl gefrengen, so doch geliebten Meisters und dessen kalte Hand in die seinige schließend, rief er bewegt:

„Meister, ach Meister, so wollt Ihr mich denn wirklich verlassen?“ und dabei quollen ihm die hellen Thränen unter den Wimpern hervor.

Langsam öffnete der Greis noch einmal sein brechendes Auge und seine bleichen Lippen flüsternten vernehmlich:

„Mein Sohn, Du hast über Dich selbst gesegnet! — Gott helfe Dir weiter. — Sei allzeit brav und gottesfürchtig. — Doch bist Du einstens in des Künstlerlebens größter Noth, so rufe nur: „Andrea“ — alsdann werde ich —“ und der Meister war todt.

Langsam noch stand Leonardo am Lager des Heimgegangenen, und was er da fühlte, was er da dachte, wir wissen es nicht, es blieb in seiner Brust verschlossen; nur Eines wissen wir, weil er dies knieend laut gelobte: „Des theuren Meisters weise Lehren streng zu befolgen.“

II.

Ob Andrea del Barrochia den Leonardo da Vinci überschätzte, als er ihn einen Meister der Malerkunst nannte, das besagen die Annalen der Kunstgeschichte. Aber nicht bloß als Maler erwarb er sich Ruhm, als Architekt und Mechaniker glänzte er nicht minder. Doch wir wollen nicht davon reden, wie er das Wasser der Abba bis nach Mailand, den Arno von Pisa nach Florenz leitete, nicht davon erzählen, daß er den zweihundert Mgligen langen Kanal von Mortefana baute, noch auch davon, wie er durch sein mechanisches Talent einen Löwen gestaltete, der statlich einhertritt, mit dem Schweife wedelte, die Augen müßig rollte und sich an bestimmter Stelle zu Boden warf, um seine Brust zu öffnen und Frankreichs Wappen hervortreten zu lassen; — wir wollen an ihm nur den Maler bewundern und zwar in seinem Schaffen zu Mailand.

Florenz, die schöne Vaterstadt des Leonardo, ward dem strebsamen Geiste des Künstlers bald zu eng, er kannte sie ja schon mit allen ihren Kunstschätzen und Denkwürdigkeiten; sein Geist bedurfte neuer Nahrung, darum zog es ihn fort nach dem alten Milano: der freundliche Ruf des Herzogs Ludovico Moro Sforza lud ihn ja dahin.

Der glänzende Empfang, den Ludovico ihm bereite, die ungetheilte Freude, mit welcher der Herzog den lange ersehnten Künstler begrüßte, das Wohlwollen, das er ihm schenkte, waren wohl geeignet dem Leonardo das Leben am Hofe angenehm zu machen, zumal auch die Höflinge allzeit bereit waren, ihrem Herrn in Gunstbezeugungen gegen den bevorzugten Künstler es nachzumachen, wo nicht gar darin ihm zuvor zu kommen. So besaß denn Leonardo Glück und Ruhm, sowie die Freundschaft und Liebe Ludovico's; und dieses Wohlwollen des Herzogs wuchs in dem Maße, wie er des Meisters Werth von Tag zu Tag immer mehr kennen lernte. Jedes neue Werk des Künstlers versetzte Ludovico in Entzücken, erfüllte ihn aber zugleich mit dem heißsten Wunsche, immer mehr solcher Kunstschöpfungen unter den Händen Leonardo's entstehen zu sehen.

Um so empfindlicher sah sich der Herzog enttäuscht, als des Meisters Schöpfungen immer seltener und seltener wurden. — Mit Leonardo mußte Etwas vorgegangen sein. Dit zog er sich tagelang vom Hofe zurück, irrte einsam wie ein flüchtiges Reh umher, oder schloß sich in seine Gemächer ein.

Teofilo war's, des Herzogs Vertrauter, der Leonardo das Leben verbitterte. So oft der Meister der hageren, schleichen Gestalt mit dem krausen Haar und dem verschmitzten Lächeln begegnete, war es ihm, als würde er von einer Natter gestochen. Wohl bekämpfte Leonardo das sich regende Gefühl des Argwohn's gegen den Hölbling, wohl suchte er dem Manne allzeit mit größter Freundlichkeit zuzuworfen, wohl war auch Teofilo dem Meister gegenüber die Höflichkeit selber, aber dennoch blieb in dem Herzen des Beteren immer dasselbe Gefühl des Unheimlichen, dieselbe Ahnung des Bösen zurück. Dieses Gefühl trug sich selbstverständlich auf seine Arbeiten über. Saß er an seiner Staffelei, so sah er stets den Krauskopf wie ein unheimliches Gespenst vor seinen Augen einhererschleichen; alsdann ward seine Hand unsicher, seine Kniee fingen an zu zittern, Angstschweiß trat ihm auf die Stirn und er war unfähig, weiter zu schaffen. In solchen Augenblicken geschah es nicht selten, daß Leonardo voll Unmuth und Aerger ein Werk, auf dessen Vollendung der Herzog schon von Tag zu Tag mit Ungeduld gewartet hatte, vernichtete.

Eine Zeit lang verbarg Ludovico seinen Schmerz, stets nur Trümmer von den Werken seines Meisters sehen zu müssen, aber für immer konnte es auf diese Weise nicht weitergehen. Vielleicht, daß ihn Teofilo in seiner ungnädigen Stimmung gegen Leonardo bestärkte, kurz, der Herzog sagte: „Wozu halte ich mir den Meister an meinem Hofe, wenn ich nicht die Freude genießen soll, mich an den Schöpfungen seiner Kunst zu erfreuen; er soll mir jetzt schaffen, wie und was ich will.“

Damit trat er in des Meisters Werkstatt, begleitet von Teofilo. „Meister“, begann er, „ich will wieder einmal ein Bild von Euch sehen, daher sollt Ihr jetzt mich selber malen. Selbstverständlich werdet Ihr diesmal das Bild nicht vernichten.“

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

Breslau. Die von der hinlänglich gezeichneten „Köln. Zeitung“ in die „Schlesische“ übergegangene Insinuation, „daß dem Papst, da er sich immer mehr zu überzeugen scheine, wie bei der gegenwärtigen Weltlage die Zurückverwerfung der verlorenen (d. h. geraubten) Provinzen unmöglich, der aber auch ebenso entschlossen sei, nie darauf zu verzichten, dies Dilemma nur den Ausweg gestatte, abzugeben und es seinem Nachfolger zu überlassen, ob er das heutige Patrimonium Petri als die kanonische Ausstattung zeitlicher Herrschaft der Kirche gelten lassen wolle oder nicht,“ kennzeichnet wohl Stimmung und Wünsche einer gewissen wahrscheinlich für das Wohl der kathol. Kirche nicht eben zärtlich besorgten Partei, darf aber die Katholiken nicht beunruhigen, da der Papst das ihm von der Kölnerin gestellte Dilemma jedenfalls albern finden wird, indem er auch bei den mißlichsten Ausichten auf die Zurückgabe der geraubten

Provinzen — denn wo hätten Räuber gutwillig Wiedererstattung geleistet? — sich nicht einkommen lassen wird, seinen Feinden den Gefallen zu thun, durch seine Abdankung ihre Conceptione zu begünstigen. Er wird eben reden und handeln, wie bisher, so lange ihm Gott das Leben läßt und durch sein wie es scheint langes Leben die Verlegenheiten der Conventionsmacher freilich ziemlich bedeutend vermehren, falls die zwei Jahre um sind und die Convention dann erfüllt werden soll. Der Vertrag ist für Napoleon mindestens eine ebenso große Gefahr, als für den päpstlichen Stuhl, wenn er ihn executiren will. Uebrigens sind zwei Jahre heut zu Tage viel Zeit und genügen, daß Leute auf die Nase fallen, die sich jetzt mit Plänen und Entwürfen tragen.

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde
Aufbaut auf betrüglischem Grunde?“ —

Von **München** brauchte der Bahnzug nach Starnberg und näherte sich den ersten Häusern. Da läuft ein 2jähriges Kind auf die Bahn und gerade dem Zuge entgegen. Der Locomotivführer steht's mit Schrecken; bremsen kann er nicht mehr, er giebt das Nothsignal. Das Kind eilt ihm nur rascher entgegen, die Menschen hinter der Barriere überläuft's eiskalt, — ein Augenblick noch und das Entsetzliche ist geschehen. Da stürzt eine Dame auf die Bahn, dem Kinde entgegen, schneller, immer schneller, die Locomotive ist nur noch ein paar Fuß von der Frau und dem Kinde entfernt, — ein mächtiger Ruck, die Bahn ist frei, das Kind gerettet, die Dame stürzt ohnmächtig nieder. Wer war sie? Die Mutter des Kindes? Ja, eine Mutter, aber nicht die Mutter dieses Kindes, das sie nicht kennt, sondern die Gemahlin des Lieutenant's Lingg; sie war gekommen, um ihren Gatten zu empfangen, der mit demselben Zuge eintraf.

In der Umgebung **Wiens** starb auf seiner Besitzung vor Kurzem ein wohlhabender alter Herr, welcher, seit er Wittwer geworden, die Eigenthümlichkeit besaß, nie ein paar Socken zur Wäsche zu schicken, sondern täglich ein neues Paar anzuziehen, das ihm von so zu sagen in seinem Solde stehenden alten Frauen gestrickt wurde. Daß der besagte Herr schon lange Jahre in dieser Weise die edle Strickkunst unterstützte, geht daraus hervor, daß in seinem Nachlasse nicht weniger als 2438 Paar Wollsocken und 2292 Paar Zwirnsocken vorgefunden wurden, die sämmtlich auf seinem Boden aufgesperrt lagen. Diese Originalität wurzelt merkwürdigerweise in einer Pietät gegen seine schon vor vielen Jahren verstorbene Frau, welche, bevor er sie heirathete, eine arme Strickerin war.

Preßburg. In einem Caffeehause Preßburgs unterhielt sich neulich Abends eine Gesellschaft mit Kartenspielen, als drei unbekannte, jedoch anständig gekleidete Männer in das Local und zwar zu einem Spieltische traten, und unter dem Vorwande, sie seien Gerichtspersonen, die auf diesem liegende Baarschaft mit Beschlag belegten und sich damit entfernten. Dieser Ueberfall war so unerwartet und die Verlegenheit der am Spiele theilnehmenden Herren so groß, daß Niemand nach etner Legitimation fragte oder gegen die Confiscation eine Einsprache machte. Nun ergiebt es sich, daß die angeblichen Gerichtsabgeordneten Gauer waren, welche in dieser gelungenen Weise die Spieler preßten.

St. Helena. (Napoleon I. als Katechismuslehrer.) Als Napoleon I. auf St. Helena lebte, sprach er eines Tages zu einem zehnjährigen Mädchen, dessen Familie ihm in dieser Verbannung gefolgt war: „Mein Kind, wenn du größer wirst, erwarten dich in der Welt viele Gefahren; um ihnen zu entgegen, mußt du Religion haben. Wer aber wird dich darin unterrichten? Dein Vater hat keine Religion, deine Mutter noch weniger; ich will die Pflichten, die ihnen obliegen, auf mich nehmen. Komm morgen zu mir, ich will dir die erste Section geben.“ Zwei Jahre lang ging das Mädchen mehrere Male in der Woche zum Kaiser, er ließ es im Katechismus lesen und erklärte ihr Alles, so gut er es vermochte. Nach zwei Jahren sprach er: „Setz, mein Kind, bist du hinreichend unterrichtet, und du kannst die hl. Kommunion empfangen. Ich will aus Frankreich einen Priester kommen lassen, der dich zu dieser feierlichen Handlung, und mich zum Tode vorbereiten wird.“ So geschah es auch, und der Kaiser hat damit den Aufgeklärten unserer Tage, welche die Religion in den Schulen nur als eine Nebensache betrachten, eine scharfe Lektion gegeben.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Fr. Flora Krausened, Fr. Königl. Eisenbahnbaumeister H. Franz, Breslau; Fr. Elisabeth Franck, Fr. H. v. Engelmann, Breslau; Fr. Louise Nabbyl, Fr. Berginspektor Klaua, Breslau.

Gestorben. Güterdirektor Jos. Heer, Beuthen D/S.

Im tiefsten Schmerze lieben Verwandten und Freunden die Trauerbotschaft bringend: daß meine innig geliebte, theure Mutter die verwittwet gewesene Schulkrektor **Clara Werner geb. Haude** aus Frankenstein, am 5. d. Mts. Nachts 11 Uhr, nach sechstägigem Krankenlager, im Alter von 64½ Jahren, an Leberleiden, mit den hl. Sakramenten versehen und fromm ergeben in den Rathschluß Gottes, ihre irdische Laufbahn vollendet hat; bitte ich um ein frommes Memento für die theure Dahingegangene. [282]

Mittheilung, den 6. Oktober 1864.

F. Kav. Werner, Pfarrer.

Am 5. d. Mts. starb nach vollendetem 66. Lebensjahre **Paschalis Mauritius Freiherr v. Hohberg**, Vater Prior emerit. des ehrwürdigen Convents der barmherzigen Brüder, Consultor und Definitor zu Neustadt an der Mettau in Böhmen. R. i. p. [286]

Die Jauer'sche Archipresbyterats-Geistlichkeit.

Heute gegen 12 Uhr Mittags starb am Schläge der Archidiaconus und Fürstbischöf. Commissarius, Ritter des rothen Adler-Ordens, Herr **Franz Pohl** im Alter von 67 Jahren. R. i. p. Groß-Glogau, den 9. Oktober 1864. [287]

Die Dompfarr-Geistlichkeit.

Unserm wackeren Mitbruder, Vereinskassellan Herrn **Carl Scholz**, sagen wir bei seinem Austritt aus dieser Stellung, die er durch fast 4 Jahre zu unserm Besten gewissenhaft versehen, unsern herzlichsten Dank. Möge er noch viele Jahre als Meister unser Ehrenmitglied bleiben und Gottes Segen ihm und seinem Schaffen in Fülle zu Theil werden!

Die Mitglieder des kathol. Gesellenvereins.

Verpätet. Zum Abschiede von Leuber nach Langendorf sagen wir dem achtungsvollen Substitut Herrn **Hofe** noch ein herzlichliches Lebewohl. **Mehrere Freunde.**

Die hochwürdigen Herren Pfarrer **Stuger** und Kaplan **Laacke** werden ebenso dringend, als ergebenst ersucht, die am 9. d. M. gehaltenen Predigten gefälligst veröffentlichen zu wollen. [290] **Einer für Viele.**

Avis.

Hierdurch erlaube ich mir ergebenst anzuzeigen, daß ich die Herstellung von **Dejeuners, Diners, Soupers** etc. übernehme, und ersuche ganz ergebenst mich mit gütigen Aufträgen beehren zu wollen. [288]

Carl Schmatalla, Stadtkoch, Schmiedebrücke Nr. 50.

Den 14. d. Mts. früh um 7 Uhr wird mein Gesellschaftswagen zur Fahrt nach **Trebnitz** bei der Sandkirche stehen; Rückfahrt von Trebnitz den 15. Abends 6 Uhr; auch den 16. früh steht ein Wagen bereit. Um gefällige Benutzung ersucht ergebenst. [284] **Berm. Lohnkutscher Matschke.**

Dem geehrten Publikum zeige ich an, daß ich auch Hülfsküte wasche, färbe und modernisiere. [288]

J. J. Condo, Klosterstraße Nr. 80.

Dringende Bitte.

5000 Thaler ganz sichere Hypothek werden auf ein bißiges sehr großes Grundstück gesucht. Adressen werden unter Chiffre **J. K. 75.** in der Expedition dieser Blätter erbeten. [291]

Eine Person in gesetzten Jahren, mit guten Zeugnissen aus geistlichen und anderen Häusern, sucht eine Stelle als Wirthschafterin. Das Nähere an der Kreuzkirche Nr. 6 parterre. [285]

Ein unverheiratheter, mit guten Zeugnissen versehener Diener, kathol., der wegen Einziehung zum Militär seine Stelle aufgeben mußte, sucht bald oder zum 1. Novbr. ein Unterkommen. Offerten werden in der Exped. d. Bl. entgegengenommen. [292]

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede, Straße 35.

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Breslauer Börse vom 10. Oktober 1864.

Freiw. Staatsanl.	4½	—	Schlef. Pfandbr.	3½	91½ B.
convert. v. 50 u. 52	4	96½ B.	do. Rustikal	4	99½ B.
Preuß. Anl. 1853	4	—	Schlef. neue Lit. A.	4	99½ B.
Preuß. Anl. 55.56	4½	100½ G.	do. Lit. B.	4	—
Preuß. Anl. v. 59	5	106 B.	Schlef. Lit. C. . .	4	99½ B.
Präm.-Anl. 1855	3½	127½ B.	do. Lit. B. . .	3½	—
Staats-Schuldsch.	3½	89½ B.	Schlef. Rentenbr.	4	98 B.
Posener Pfandbr.	3½	—	Posen. Rentenbr.	4	94½ B.
do. do.	4	—	Westerr. Nat.-Anl.	5	67 B.
do. neue	4	94½ B.	Westerr. Banknoten	85½ G.	—

Getreide-Preise vom 10. Oktober 1864.

W. Weizen Schf.	62-68-73 Gg.	Erbsen Schf.	52-58-64 Gg.
G. Weizen	59-62-67	Kartoffeln Sad	22-26
Roggen	40-41-43	Raps 150 Pfd.	182-198-214
Gerste	39-40-42	Wint.-Rüben	178-188-202
Hafer	22-28-32	Som.-Rüben	150-170-180

Kleesaat, rothe, ord. 12½—13½ Thlr., mitte 14—15 Thlr., feine 15—15½ Thlr.; weiße, ord. 13½—15 Thlr., mitte 15½ bis 17 Thlr., feine 17½—18½ Thlr. per Centner.